Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 31 (1956)

Artikel: Badener Bilderbogen III : 8 weitere Ansichten aus der Frühzeit des Fotografierens

Autor: Hauser, Albert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-322581

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Badener Bilderbogen III

8 WEITERE ANSICHTEN AUS DER FRÜHZEIT DES FOTOGRAFIERENS

Bildteil: Robert Kappeler
Text: Albert Hauser

Von Zeit zu Zeit sollte man sich die Welt von oben her ansehen – an einem dieser Spätherbstnachmittage vielleicht, wenn die Hänge in Farben sprühen und die Luft frostig blau über der Weite des Tales steht. Aus der befreienden Höhe wendet sich der Blick ins Tal hinunter und erkennt die großen Zusammenhänge.

Er sieht hinunter auf ein buntscheckiges Gewirr von Häusern und Straßen, welches rücksichtslos über die Landschaft ausflattert. Diese aber, als wollte sie sich lästigem Zwang entziehen, strebt in allen ihren Linien auf den *einen* Punkt hin, in welchem die Siedelung ihren natürlichen Kern hat. Da liegt, was seit Jahrhunderten dauert, eng zusammengedrängt in einem harmonischen Linienspiel hochstrebender Türme und gezackter Giebelfluchten. Es ist erstaunlich: wo eine Gemeinschaft sich darauf beschränkte, den lebendigen Ausdruck ihres Geschicks während fast eines Jahrtausends auf dem immer gleichen Fleck nur stärker und immer stärker zu verknoten, da haben zwei, drei Generationen genügt, um ein Häusermeer von fast uferloser Ausdehnung zu entfalten. Aber die Herrschaft der modernen Horizontalen hat die charaktervollen Züge des altgeprägten Antlitzes nicht zu zerstören vermocht.

Wenn wir versuchen, dieses Antlitz vor uns aufleben zu lassen, dann aus der Überzeugung, daß wirklich lebendige Gegenwart der Verwurzelung in einer erhellten Vergangenheit bedarf. Als Menschen des 20. Jahrhunderts fasziniert uns besonders das spannungsvolle Verhältnis des Modern-Flüchtigen zum Lange-Gereiften. Eindrückliches Bild dieses Kontrastes: der Verkehrsstrom, welcher Tag und Nacht durch den Stadtturm pulsiert, Begegnung zweier in so grundverschiedener Weise «berühmter» Wahrzeichen unserer Stadt. (Es soll schon vorgekommen sein, daß Häftlinge des packenden Schauspiels halber den Wunsch aussprachen, im Badener Turm untergebracht zu werden. Das waren die echten Historiker!)

Die kommenden Jahre werden die Altstadt aus dem Spannungsfeld des modernen Verkehrs in ein ruhigeres Dasein entrückt sehen. Doch besser bewahren als zerstören. *Die* Zeiten, welche das Altehrwürdige dem «Fortschritt» opferten, sind wohl vorbei. Nicht, daß jedes Opfer vergeblich gewesen wäre! Im Blick auf das Verlorene erst nehmen wir den Glanz des Bestehenden wahr.

In diesem Sinne möchten wir den dritten Badener Bilderbogen aufgefaßt wissen. Wir legen wieder eine Reihe von Photographien aus den Jahren vor 1870 vor, Dokumente also, die erst zwei, drei Generationen zurückliegen, aber dennoch – Zeugnis für die Verwandlungsfähigkeit unserer Zeit – in eine ganz andere, kaum einem unter uns noch bekannte Welt zurückreichen. Neben dem historischen Interesse haben die Bilder einen ganz besonderen Reiz. Sie geben uns Kunde von den Jugendjahren der modernen Zeit und sind – als Photographien – Kinder eben dieser Zeit: eine tief deutbare Übereinstimmung von Bildinhalt und Wesen der Form. Sie tragen die Spannung zum Historischen gleichsam in sich, und wo sie dieses festhalten, da wirken sie auf den Betrachter verblüffend. Zeichnungen, Gemälde, Stiche sind durch die – obzwar bezaubernde – ästhetische Distanz von uns geschieden, die Photographie aber tritt uns in ihrer Aktualität bedrängend nahe. So wie wir stutzen, wenn wir eine Photographie von Mörike oder Gottfried Keller sehen und darüber erstaunen, daß, was wir durch Welten von uns geschieden glaubten, zeitlich noch so nahe steht, ebenso soll es uns verblüffen, wenn wir auf diesen Bildern das uns in vielem fremd gewordene Antlitz einer Stadt erblicken, die noch unsere Großväter erlebt haben.

1. Mellingerturm, von der Mellingerstraße her. Um 1870, Photo Rüegg.

Das markante Bauwerk, das im Jahre 1874 dem Drang nach «Luft und Licht» zum Opfer fiel, gehört derart bestimmend zum alten Stadtbild, daß es sich rechtfertigt, sein Bild auch an die Spitze des diesjährigen Bilderbogens zu stellen. Wie Nummer 1 des Bilderbogens 1954 von Rüegg signiert, handelt es sich um eine Kopie nach einem zeitgenössischen, heute nicht mehr vorhandenen Negativ. Das Plattenarchiv des Photographen wurde 1930 beim Abbruch seines Ladens an der Badstraße zerschlagen und mit dem Schutt weggeführt. (Unsterbliche Ahnungslosigkeit!)

Im Jahre 1846 war die Stadtmauer niedergerissen und der Stadtgraben zugeschüttet worden. Zur gleichen Zeit hatte das Trasse der Nord-Ost-Bahn die an den Schloßberg gelehnte Südwestecke der Stadt angeknabbert. Der Verkehr, der sich während wenigstens sechs Jahrhunderten durch den runden Torbogen des Mellingerturms gezwängt hatte, strömte nun freier durch die nach dem Abbruch des Franzosenhauses auf den heutigen Schulhausplatz hin geöffnete Weite Gasse. 1874 mußte der Mellingerturm nicht dem Verkehr, sondern den Intriguen eines allzusehr im Dunkeln tappenden Bäckermeisters weichen. Zuerst wurde das Bauwerk rechts zwischen Turm und heutiger Post

(mit seinen Schießscharten ein Teil der alten Wehranlage) niedergerissen, dann fiel auch der Turm.

Unser Bild betont besonders die kühne Vertikale in der horizontalen Eintönigkeit des äußeren Häuserringes, den wir uns bis zum Jahre 1846 als lückenlose, in leichtem Bogen einerseits zum Schloßberg, anderseits zum Kirchplatz zurückschwingende Front vorzustellen haben. Der Turm präsentiert sich betont schlank durch den sauberen Eckverband der Buckelquader und das spitzgieblige Krüppelwalmdach mit dem weithin grüßenden Dachreiter (eine Dachform, wie sie auch die Dreikönigskapelle vor 1800 aufwies. Siehe Merians Stadtansicht). Das «Chrällelidach» war gedeckt mit Glasurziegeln in den Stadtfarben (wie Stadtturm und Kirche) und über dem Torbogen war eine Wappentafel eingemauert. Sie befindet sich heute im Hof des Landvogteischlosses und zeigt zwei Stadtschilde mit dem von Löwen darüber gehaltenen Reichswappen.

Im ersten Stock des Obertors stand das berüchtigte Blockgefängnis, erreichbar durch eine schmale Treppe im rechten Turmfuß. Die letzten in Baden zum Tode verurteilten Verbrecher wurden von hier aus zum Richtplatz geführt. Herr Malermeister Meier hat den soliden Verschlag aus Blockbalken noch an seinem ursprünglichen Platz gesehen. Nach dem Abbruch des Turmes kam dieser in den Besitz von Maler Steimer, dem Vater des späteren Zeichnungslehrers. Er stellte die einstige Stätte der Verzweiflung unter die Treppe seines Hauses an der Mittleren Gasse und bewahrte darin mit seldwylerischem Gleichmut seine alten Tapetenbücher auf. Heute wird das Gefängnis als «pièce de résistance» des finstern Mittelalters im Landesmuseum mit Gruseln bewundert.

Zwischen Hotel «Glas» und Turm ist das Nachttörlein zu sehen. Hier fanden noch um 1820 die Vorstädter bei geschlossenem Tor gegen entsprechendes Trinkgeld Durchlaß, wenn sie sich bei «einem» Schoppen Goldwändler verspätet hatten. Später blieb das Tor dann immer geöffnet.

Auf dem Platz vor dem «Falken» ist eben die einteilige, auf vier Rädern laufende Rollbarrière gezogen. Bald wird das Züglein heranpusten. Von Autoschlangen ist noch nichts zu sehen. O goldene Zeit der rollenden Barrièren! Heute sausen ihre perfekteren Nachkommen wie Fallbeile vor den heranhetzenden Opfern nieder.

2. Kapuzinergraben mit Kirche und oberer Halde. Vor 1868

Das Bild ist unsigniert, doch gleichen Formats wie die von Braun stammende nachfolgende Nummer 3 und Nummer 2/3 des Bilderbogens 1954. Es ist

wohl die einzige Photo, welche diese Stadtpartie in ihrem urtümlichen Zustand festhält, eine schöne Ergänzung zum Aquarell von J. Mayer-Attenhofer (Njbl. Münzel 1939). Die Perspektive ist fast dieselbe, nur ist die Photographie etwas weiter rechts oben auf dem Plateau des früheren Kapuzinerklosters (an der Stelle der vor kurzem abgebrochenen Villa Frank) aufgenommen. Das Bild zeigt noch weitgehend den mittelalterlichen Zustand. Auf dem 1840 gemalten Aquarell Mayer-Attenhofers ist allerdings rechts vor dem im Scheitel der Haldenkehre stehenden Eckhaus noch das «Nesselhufentörli» zu sehen; ein kleiner Durchlaß in der Wehrmauer, welche den Bau mit dem dem heutigen «Rebstock» vorgelagerten Haus zum «Nesselhufen» verband. Auf dieses längst abgebrochene Gebäude weist noch heute die kahle Südwestfassade des «Rebstock» hin. Von der Sebastianskapelle herunter zog sich die Stadtmauer. Etwas unterhalb des kleinen (nicht mehr vorhandenen) Hauses rechts muß der Nesselhufenturm gestanden haben, von wo aus die Stadtmauer dann im rechten Winkel gegen die Limmat hinunter abdrehte. Der jetzt vor dem «Rebstock» stehende Brunnenstock befand sich früher vor der Südfassade des genannten Eckhauses. Das Häuschen links im Vordergrund existiert noch. Auf dem terrassierten Rebhang daneben steht heute das Restaurant «Hochbrücke». Der interessanteste Teil der Photographie ist aber der Vordergrund. Hier zieht sich der alte Kapuzinergraben durch ein reizendes Gewirr von Vorstadtgärten. Das vom Stadtbach durchflossene Tälchen, «Graben» genannt, reichte früher bis weit in die Mellingerstraße hinaus. Es war von einem starken nacheiszeitlichen Bach gebildet worden, der von der Kennelgasse herab das Müsernplateau entwässerte. Beim Bau der Stadt nützte man das Tälchen als natürliche Verteidigungsgegebenheit aus. Ein Teil des Wassers wurde allerdings durch die Weite Gasse abgeleitet und plätscherte im Steilabfall unterhalb der Zwingelhofgasse über die Räder dreier übereinander liegender Mühlen zur Limmat hinunter. 1846 wurde der obere Teil des Grabens übertunnelt und planiert, 1874 der untere mit dem Schutt des abgebrochenen Mellingerturmes ausgefüllt. Auf dem Bild führt der Weg zur Stadt noch steil dem Bach entlang, ein zweiter überquert den kleinen Steg und umkurvt in weitem Bogen die Bachmulde zur Pfaffenkappe hin. (Pfaffenkappe und Kapuzinergraben erinnern an das oben gelegene Kloster.) 1875 bis 1877 legte man dann in einer großen Schleife die Grabenstraße an (vergleiche Bilderbogen I, 1952, Abb. 7), damit die Fuhrwerke den steilen oberen Haldenstich umfahren konnten. Beim Bau der Hochbrücke 1925 wurde diese Schleife wieder gestreckt, weil der Brückendamm darauf zu liegen gekommen wäre.

Hinter der Häuserkulisse erheben sich die mächtigen Malmschichtköpfe

der Lägernfalte noch unzerstört. Vom «Schloß Schartenfels» ist noch nichts zu sehen.

3. Badener Altstadt, von der Wettingerstraße aus. Vor 1864.

Charles Tschopp hat in seinem Aufsatz im Neujahrsblatt 1954 Baden charakterisiert als eine Stadt der Gegensätze. Gegensätze können sich in beglückender Weise die Waage halten. Das wird jeder erleben, der von der weit hinschwingenden Hochbrücke aus auf die gedrängte Giebelwelt der Altstadt hinüberblickt. Die moderne Brücke hat nicht erdrückend gewirkt, im Gegenteil: durch ihren Kontrast zum alten Stadtkern ist hier ein Spannungsfeld entstanden, das dessen unveränderten Bestand sichert. So ist das der Altstadt vorgelagerte Gelände bis heute unverbaut geblieben, und die Häuserfront präsentiert sich noch wie im Mittelalter.

Unser Bild scheint auf den ersten Blick nichts Neues zu zeigen, doch bemerken wir bei näherem Hinsehen Teile der alten Stadtmauer. Sie ist freilich abgetragen und bildet nur noch die Stützmauer des den Häusern entlang führenden Weges. Einzig vor dem Restaurant Rheinfelderhalle weist sie ihre ursprüngliche Höhe auf. Früher muß an dieser Stelle ihre Basis auf das Niveau der Limmat hinuntergereicht haben, zeigt doch die Sepiazeichnung von Nötzli 1751 (Njbl. Münzel 1952) die Mündung des Stadtbachs erweitert zu einem kleinen Hafen. Von dort aus konnte die Stadt durch das Ammans- oder Grafentörli (zwischen Rheinfelderhalle und Bäckerei Mollet) erreicht werden. Unsere Photographie zeigt diesen Hafen bis auf den eigentlichen Bachlauf zugeschüttet.

Auf der rechten Bachseite, über einen Steg zugänglich, führt ein Eingangspförtlein zur «Pfaffenkappe». In der Nähe des mit breiten Steinplatten belegten Pfades hat sich zu einer Zeit, als das Wort «Fluß» noch lichtere Assoziationen in uns zu erwecken vermochte, mancher Krauskopf aus dem Haldenquartier nach dem Baden gesonnt.

Zufällig hat die Kamera auf diesem Bild noch einen weiteren Exponenten vergangener Epochen beim Rockzipfel erwischt: das alte Heiliggeistspital, dessen Dach mit Kamin und Quergiebel zwischen den repräsentativeren Gebäuden der Stadtkirche und Sebastianskapelle hervorblinzelt. Hören wir, was Caspar Joseph Jeuch in seinen Jugenderinnerungen erzählt (von Uli Münzel im Badener Kalender 1940 veröffentlicht):

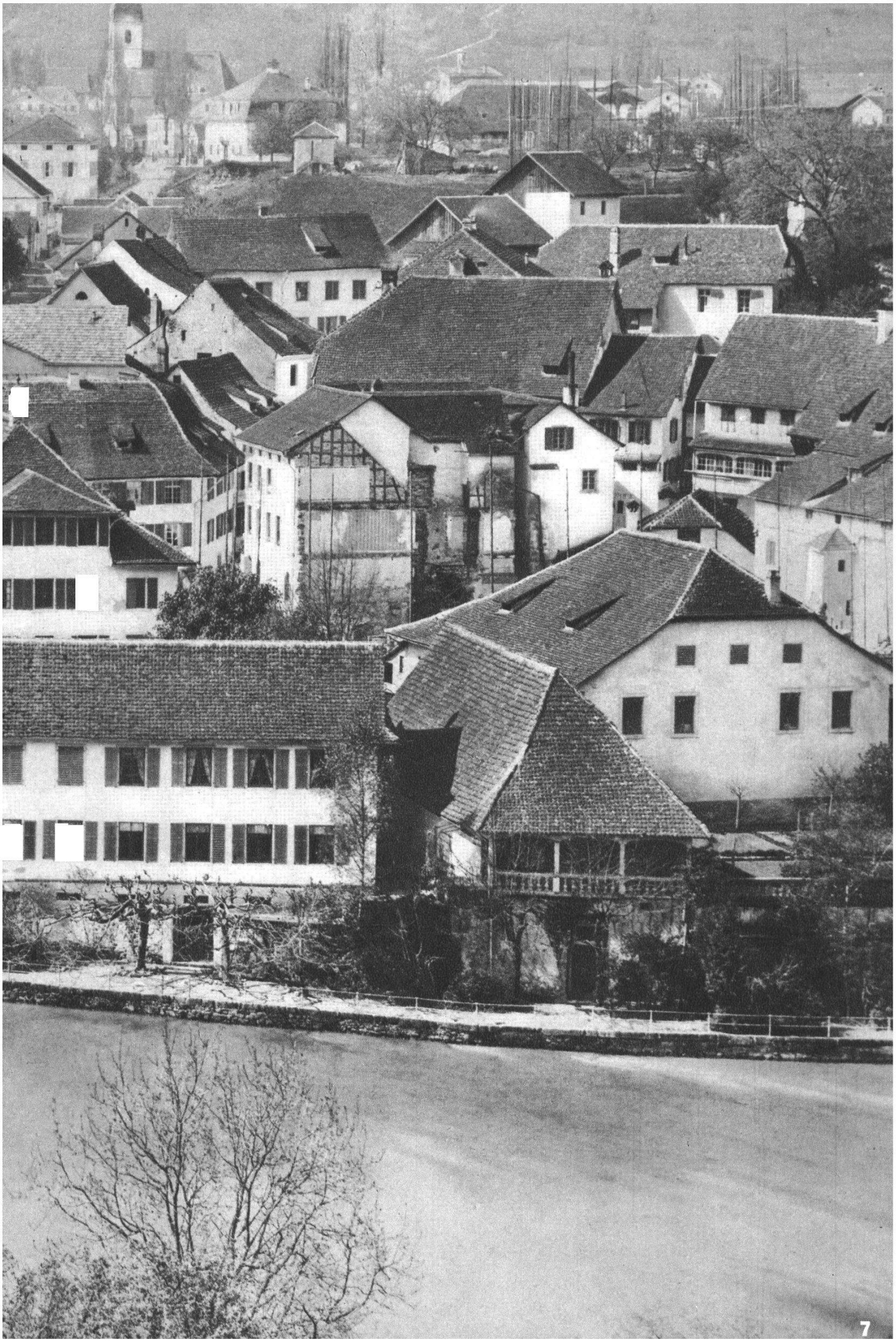
«Zwischen der Kirchenfront, nur drei Meter davon entfernt, und der Häuserreihe der weiten Gasse vom «Rüden» bis zum Pfaffengäßlein» standen die Gebäude des alten Bürgerspitals in zwei langen Reihen, welche einen langen

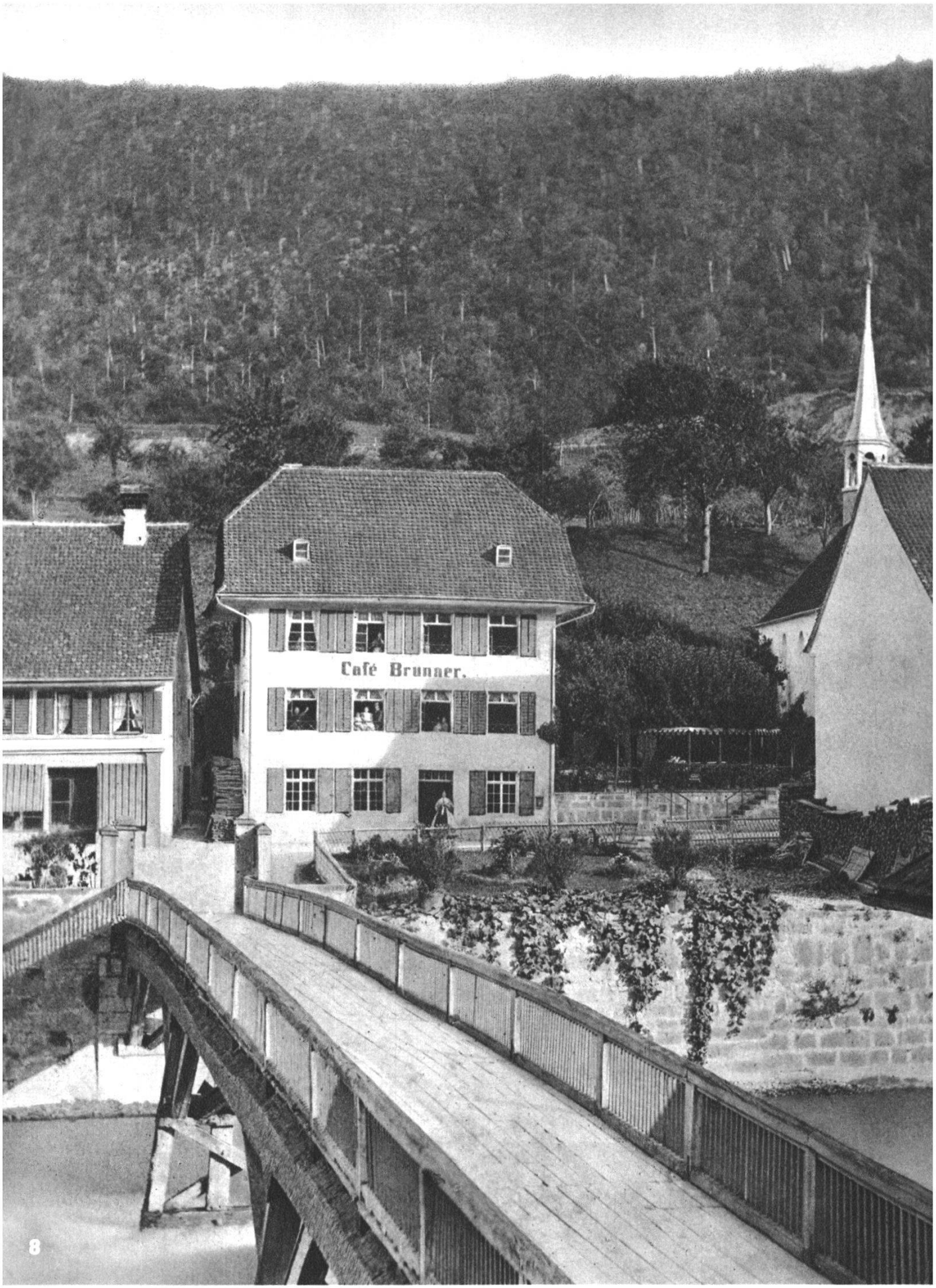
1

2

5

6




Café Brunner.

Hof bildeten, der an seinen beiden Enden einen Torabschluß hatte. Diese Gebäude enthielten die Wohnräume, Vorratskammern, die Küche, die Stallungen für Pferde und Hornvieh, die Bäckerei, die Keller, die Mistwerfte, Brunnen und große Abtritte (in schönem Vereine). Die Gräber und diese Stallungen sowie die Mistwerften bildeten gerade keine angenehme Nachbarschaft für die Geistlichkeit, die in den Häusern der Umgebung wohnte; aber die Chorherren waren damals nicht empfindlich, und die Gewohnheit half über viele Schwierigkeiten hinweg.»

Das war um 1820, doch hat sich später, nach Frickers Schilderung zu schließen, kaum etwas geändert. 1864 wurde das 1349 von Königin Agnes gestiftete und reich mit Pfründen dotierte Spital abgerissen.

4. Badstraße beim Egloffstein. Um 1870. Photo Baldinger

Dieses sehr unmittelbar wirkende Bild einer Sommer-Spätnachmittagsstimmung über der noch ländlichen Badstraße mag in unserer Vorstellung das Bindeglied bilden zwischen den Ansichten der Stadt und den folgenden des Bäderquartiers. Wir erblicken im Zentrum den «Egloffstein», einen einfachen Biedermeierbau von bescheidenen, dem Auge wohlgefälligen Proportionen. (Zum reformierten Pfarrhaus umgebaut.) Im Garten schattet eine Weinlaube, Rosenbäumchen stehen da mit ihren überschlanken Stämmchen; gegen die Straße hin aber grenzen hochragende Pappeln das Grundstück ab, als sichtbarer Ausdruck eines sympathischen, in Grenzen gehaltenen Selbstbewußtseins. Über dem Ganzen liegt ein Anflug von südländischem Kolorit, doch plätschert im Schatten der Mauer ein biederer Brunnen. Was alle Bilder früherer Epochen charakterisiert: der harmonische Einklang des vom Menschen Geschaffenen mit der Natur, ist in dieser Photographie noch am unmittelbarsten spürbar. Die reformierte Kirche im Hintergrund und selbst die verträumte Gaslaterne fügen sich leicht in den Zusammenklang ein. Ein Idyll? Wer um den Mann weiß, der sich auf der Höhe des Gartenhauses über den Zaun lehnt, der kann sich vorstellen, daß es hier, im Besitztum des Bildhauers Robert Dorer, des Freundes Gottfried Kellers und Arnold Böcklins, nicht immer so idyllisch zuging. Dorer war eine eigenwillige, vitale Künstlergestalt, dessen kolossal-pathetische Werke zu seiner Zeit großen Beifall fanden. (L. Jaeger im Njbl. 1947 und Text zu den Bilderbogen 1952 und 1954.) Es war selbst für das im Laufe seiner bewegten Geschichte an mancherlei Sensationen gewöhnte Baden nicht alltäglich, daß ein Bürger seine sieben kleinen Hunde mit den Namen der Stadträte rief, oder daß jemand im dreispännigen Fuhrwerk mit der Eisenbahn um die Wette lief. Es war in jener

gemächlicheren Zeit noch möglich, auf diese Weise zehn Minuten vor dem Züglein in Zürich einzutreffen, wenn man es riskierte, nachher zwei der Pferde durch Herzschlag zu verlieren.

*

Die Straßengabelung vorne rechts ist nicht die Abzweigung der (erst 1874 bis 1876 angelegten) Haselstraße, sondern der Fahrweg, welcher vor dem Café «Schwert» (der alten Ölmühle und heutigen Kantonalbank), zur sogenannten «Schwertscheune» führte. In früherer Zeit gelangte man von hier aus auch zur nahen Verenakapelle und weiter über das Gelände des heutigen Kurparks zum Bäderquartier. Oberhalb der Schreinerei Zell stand ein Tor. Von dort senkte sich der Weg gefährlich steil (heute Treppe bei der Verena-Apotheke) ins Bäderquartier und auf den Verenaplatz hinunter. Die untere Badstraße existierte vor 1827 noch nicht.

Wie die Stadt, so warf auch das früher eng in sich geschlossene Bäderquartier hemmende Fesseln ab und trat nach einer Epoche der Stagnation, die David Hess ironisch geschildert hat, wieder in zukunftsfrohe Erneuerung. Die Aktivität erreichte ihren Höhepunkt in den siebziger Jahren. Damals entstanden in rascher Folge: der neue Verenahof, die eiserne Brücke, der Kursaal und das Grand Hotel. Außerdem wurden die meisten Hotels umgebaut. Die folgenden drei Bilder halten dieses Ringen zweier Epochen fest. Sie zeigen auch deutlich, daß in dem Kampfe beide die Verlierer sein mußten, sowohl das Überalterte, sich nicht mehr aus sich selbst Erneuernde, als auch dasjenige Neue, welches sich nicht organisch einfügen wollte. So ist das Grand Hotel, hervorstechendster Exponent dieser Zeit der aufgeblähten Materie, längst ins Grab gesunken. Heute liegt über dem Bäderquartier der Hauch klösterlicher Stille. Hoffen wir, daß die Geselligkeit, die Muse der «lebensfrohen Stadt der warmen Quellen», in nicht allzu ferner Zukunft wieder aus ihrem Dornröschenschlaf erwache.

5. Grand Hotel und Dreikönigskapelle. Zwischen 1876—1881, Photo A. Varady

Der Zusammenprall zweier Zeiten wird auf diesem Bilde mit geradezu grotesker Eindrücklichkeit sichtbar. Die traditionsträchtige Dreikönigskapelle, deren Ursprünge vom Volksmund in heidnische Vorzeit zurückverlegt werden, stellt sich als «häßliches Entlein» trotzig dem gespreizten Gefieder der pompösen «Neuen Kuranstalt» entgegen. Aus ihrem Zusammenhang mit dem nun niedergerissenen Hinterhof losgelöst, ihrer Kunstschätze durch

die Ahnungslosigkeit der Stadtväter beraubt, verlottert, und selbst vom geschichtskundigen Bartolomäus Fricker als «Stein des Anstoßes» bezeichnet, befand sie sich in einer wahrhaft hoffnungslosen Lage. Nur dank der finanziellen Schwierigkeiten der «Neuen Kuranstalt AG.» vermochte sie ihr Ende noch fünf Jahre hinauszuzögern, zum Ärger der Grand Hotel-Gäste, die mit der Nase fast daran stießen. 1881 wurde die Kapelle abgetragen. Was zu nichts mehr nütze schien, erhielt plötzlich wieder neue Wertschätzung.

Den pompösen Prunkbau in dem schwer definierbaren Schloßstil betrachten wir heute halb mit ironischem Lächeln, halb mit Unbehagen. Gern flüchtet der Blick in die noch unüberbauten Rebhänge der Goldwand hinüber. Das Grand Hotel erlebte seine Glanzzeit vor 1914, ein getreuer Spiegel der beängstigend steilen Konjunktur. Es sah Feste, die das bacchantische Treiben auf dem «Mätteli» weit in den Schatten stellten. Aber man wittert hinter dieser kolossalischen Fassade etwas von der gähnenden seelischen Leere der «Nouveaux Riches». Immerhin sei zu seiner Ehre gesagt, daß es auch einen Gottfried Keller beherbergt hat. Kriegs- und Nachkriegszeit des Ersten Weltkrieges brachten dem Unternehmen einen Rückschlag, von dem es sich nicht mehr erholen sollte. Der Spekulationsgeist der Gründerjahre, derselbe, welcher auch die BBC geschaffen – hier hatte er auf die falsche Karte gesetzt. 1944 legte die Luftschutztruppe mit etwelcher Mühe die mächtigen Mauern um. Damit war der Fremdkörper beseitigt. Die Erneuerung, die sich im Bäderquartier darüber hinaus vollzog, hat sich im Rahmen des Organischen gehalten. Ein Kapitel aus deren Geschichte erzählt uns Bild 6.

6. Verenaplatz. Zwischen 1863 und 1872, Photo Gutkaiss

Wir befinden uns auf dem berühmten «Platz in den Großen Bädern zu Baden», der Keimzelle unserer Stadt, wo vor zweitausend Jahren römische Soldaten ihre aus den germanischen Wäldern stammenden Rheumatismen im heilenden Wasser kurierten. Von der bewegenden historischen Perspektive zeigt das Bild allerdings kaum etwas. Sowohl die Bauten als auch der Oleander- und Lorbeer-Schmuck machen einen ausnehmend bescheidenen Eindruck. Das ehedem berühmte Verenabad ist nicht mehr zu sehen, und es fehlt auch bereits wieder das 1844 an dessen Stelle errichtete Quellenhaus. Nur der Name der Schutzheiligen hat Zuflucht gefunden in dem neu über den Ruinen der früheren Armenherbergen «zum halben Mond» und «zum Löwen» erstandenen «Verenahof». Dieser junge Gasthof konnte sich 1872 noch einmal erweitern. Die «Sonne» (rechts) wurde abgerissen und an ihrer Stelle der jetzige Speisesaaltrakt des «Verenahofs» errichtet. Dabei wurde der

Eingang in der Eckschrägung links zu einem Fenster umgemauert und rechts neben der Baufuge im viktorianischen Prunkstil neu gebaut. Beide Umbauten besorgte Architekt C. J. Jeuch, der selber in der «Sonne» aufgewachsen war und über das Leben in diesem Gasthof in seinen Jugenderinnerungen schreibt:

«Der Badhof zur ‚Sonne' bestand aus vier unansehnlichen, einen Hofraum umschließenden Gebäuden, an deren Mauerwänden entlang in der Höhe jedes Stockwerkes «Lauben» von Holz liefen, die bei ungünstiger Witterung den Badegästen zum Spazieren dienten. Gegen diese Lauben öffneten sich alle Zimmertüren. Sie selbst boten stellenweise so weit Raum, daß Tische und Bänke daselbst aufgestellt werden konnten, zur Unterhaltung und zu Spielen aller Art. – Bei dieser Gelegenheit wurde denn vieles besprochen und verhandelt und zugleich manch zärtliches Verhältnis geknüpft.»

Die «Sonne», ein Hotel zweiten Ranges, zeigt äußerlich bescheidene, doch charaktervolle Züge. Etwa in dieser Art haben wir uns zu jener Zeit auch die andern Gebäulichkeiten um den Verenaplatz vorzustellen. Heute weist nur noch die «Blume» die alte Stilform auf. Über die flachen Dächer guckt das Wahrzeichen des Bäderquartiers, der Turm der Dreikönigskapelle, herüber, und senkrecht unter ihm ist der Durchgang sichtbar, welcher am «Bären» vorbei zum Hinterhof führte. (Siehe Nummer 7.)

7. Große Bäder von der Goldwand aus. 1872

Es handelt sich bei diesem Bild um einen vergrößerten Ausschnitt aus derselben Photo, aus welcher auch Nummer 5 des Bilderbogens 1954 stammt. Die ganze Aufnahme hat das Format 20 mal 26½ und zeigt ein prächtiges Gesamtbild der Bäderstadt von Norden her. Sie muß im Jahre 1872 entstanden sein, darauf weisen die eben im Bau befindliche eiserne Brücke und das bereits ausgesteckte Bauareal des Kursaals hin (damals «Konversationshaus» genannt, letzte Erinnerung an eine geselligere Zeit). Der «Verenahof» ist eben im Umbau begriffen, die «Sonne» bereits abgerissen.

Für diesmal war uns daran gelegen, den noch durchaus geschlossenen Baucharakter des Bäderquartiers deutlich zu zeigen: diese reizvolle Mischung von ländlichen Gärten und breitausladendem Dachwerk einerseits, altstädtischem Gewirr schmaler Giebel, Dächlein, kleiner Höfe, Lauben und Treppen anderseits. Es ist das Bild des Bäderquartiers, wie es seit Jahrhunderten bestanden hatte. Die Niederung im Limmatknie war durch Flußlauf und Steilabfall des Haselplateaus räumlich sehr begrenzt und die den Bädern von der Natur zugewiesene Siedlungsform konnte nicht beliebig ausgedehnt werden. So schach-

telte man sich halt mehr und mehr ein. Erst im 19. Jahrhundert erwachte der bis dahin in seinen Mauermantel zusammengerollte Igel. Er witterte zur Stadt hinauf und über die Limmat zu den kleinen Bädern hinüber. Badstraße und hölzerner Steg wurden angelegt, dann nacheinander die Badehotels «Limmathof» (kreuzgiebliges Walmdach beim linksufrigen Ende der Brücke), «Schiff» (Fassade im klassizistischen Stil rechts dahinter) und der auf der Photo hinter Bäumen halb verborgene Freihof errichtet, nachdem durch die Aufhebung der öffentlichen Bäder und die Fassung der Limmatquelle 1839/1840 (im Scheitel des Flußknies als stumpfer Rundbau erkennbar) neues Badewasser gewonnen war.

Auch im Innern des Quartiers hatte eine Erneuerung stattgefunden. Der Gebäudekomplex des «Staadhofs» im Vordergrund präsentiert sich gepflegt, wenn auch schlicht. Wir sehen hier noch in einen der alten Badehöfe hinein, die eine kleine Welt für sich bildeten und rund um den Hof angeordnet, neben Badegebäuden auch Scheunen, Stallungen und Gartenanlagen aufwiesen. Ursprünglich pflegte man hier ganze Bade-Appartements mit privatem Bad, Küche und mehreren Zimmern zu mieten.

Während der «Hinterhof» veraltet und zum Teil verfallen war und nur noch von Gästen aufgesucht wurde, welche – wie David Hess – die ruhigere Lage den Annehmlichkeiten einer komfortableren Lebensweise vorzogen, hatte der Besitzer des «Staadhofs» seine Chance wahrgenommen und den Gasthof zu Beginn des 19. Jahrhunderts gründlich modernisiert. Dadurch hatte sich der gesellschaftliche Schwerpunkt hieher verlagert. Wir erkennen vorne im Bilde ein langgestrecktes Saalgebäude. Darin fanden jeweils die berühmten Samstagabendbälle statt. Im gleichen Trakt war der Speisesaal untergebracht. Von ihm aus konnte man durch eine von Säulen getragene Vorhalle in den Hof hinaus treten. Wie reizvoll sich dieser ausnahm, zeigt der bekannte Stich nach einem Gemälde von Mayer-Attenhofer, auf dem sich eine geputzte Gesellschaft eben zu einem Eselsritt anschickt. (Das Eselreiten war dazumal eine beliebte Attraktion des Bäderorts.)

Das zentrale Gebäude ist auf der Photo deutlich herausgehoben durch sein prächtiges Dach mit den beiden häuschenförmigen Kaminen. (Ein weiteres derartiges «Hüslichämi», hübscher Ausdruck architektonischer Spielfreude, ist heute noch auf dem «Schwert», jetzt Kantonalbank, zu sehen.) Die weiteren Gebäulichkeiten bargen den Großteil der insgesamt 41 Badegewölbe.

1872 wurde der «Staadhof» zusammen mit dem «Hinterhof» von der «Neuen Kurhaus AG.» angekauft. Das Grand Hotel hätte sich nach dem ursprünglichen Plan noch ein gutes Stück weiter nach Osten ausdehnen sollen. Der finanziellen Schwierigkeiten halber wurde aber auf die Ausführung ver-

zichtet. Der hier sichtbare Baumgarten wurde, nachdem das breite Gebäude mit dem schönen, weitausladenden Dach (die alte Grand Hotel-Scheune) abgebrannt war, zu Tennisplätzen umgestaltet. Ursprünglich spazierte man an dem scheunenartigen Bau mit der hübschen Laube und dem steilen Walmdach vorbei durch die reizvolle Ufergartenanlage. Heute dehnt sich hier die Kuranlage aus. Unsere Photo läßt uns auf den Westteil des Verenaplatzes mit der «Blume» blicken. Da die «Sonne» eben abgebrochen worden ist, liegt auch das Gäßchen offen, welches Verenaplatz und «Hinterhof» miteinander verband. Daß hier eine «Useputzete» nicht ganz unnötig war, mag eine kleine Schilderung aus der «Badenfahrt» von David Hess zeigen. Er schreibt: «Dieser Seitenweg ist ein enges, stinkendes Winkelgäßchen, voll Mist und Unrath, eine wahre Gurgelschneide (coupe-gorge).»

Hinter den schlanken Gerüststangen des neuzuerstellenden «Verenahof»-Traktes zeigt sich der «Bären» noch ganz in seinem alten Bestand. In seiner Flucht liegt das mächtige Dach des «Ochsen». Die Straßenschlucht, in welcher der bereits erwähnte alte Weg in Richtung Kursaal gegen die Stadt hinauf führte, ist deutlich ausgeprägt.

Schließlich läßt sich, angebaut an den «Staadhof» (zwischen Fischreuse und Brücke) der alte «Raben» erkennen, den Mayer-Attenhofer seiner sowohl in finanzieller wie in moralischer Hinsicht «rabenmäßigen» Vergangenheit halber in «Schweizerhof» umgetauft hatte, was im Zeitalter der sich erneuernden Schweiz zügiger wirkte.

8. Limmatsteg nach Ennetbaden, vor 1872

Unser Bilderbogen, der Brücken schlagen soll zwischen Gegenwart und Vergangenheit, schließt mit einem Blick in die Geschichte des Badener Brückenbaus. Brückenbau in doppelter Beziehung, wurden doch mit dem Bau des Limmatsteges im Jahre 1818 nicht nur die Großen und die Kleinen Bäder miteinander verbunden, sondern auch die Voraussetzungen geschaffen für ein freundschaftliches Verhältnis zur neugegründeten Nachbargemeinde. 1819 wurde Ennetbaden selbständig, nachdem es während Jahrhunderten mit Absicht abseits gehalten worden war. Bis zum Bau des Steges hatte nur eine Fähre die Verbindung aufrecht erhalten. (Das kleine Boot ist auf dem Stich von Merian zu sehen.) Nun wurde etwas oberhalb der Stelle, wo einst die Römerbrücke die Limmat überquert hatte, ein hölzerner, sieben Fuß breiter Steg auf zwei eichenen Jochen in die Limmat gestellt. Rechts der Dachrand des Zollhäuschens. Wie der Benützer der Fähre, so mußte auch jeder Fußgänger, welcher über den Steg wollte, einen – bereits im Habsburgischen

Urbar verankerten – Zoll bezahlen. In der Jugendzeit C. J. Jeuchs betrug dieser einen Schilling. Für das gleiche Geld konnte man etwa in der Dreikönigskapelle die Weisen aus dem Morgenland «in natura» bewundern. Zur Zeit der Aufnahme war der Zoll allerdings bereits seit Jahrzehnten abgeschafft.

Über der Limmat das Café Brunner. Die ganze Belegschaft hat sich zur Aufnahme an den Fenstern postiert. Eine derartige Prozedur war damals eine kleine Sensation und dürfte mit etwelcher Umständlichkeiet vonstatten gegangen sein.

Das Häuschen neigt sich wie ein überfällig gewordener Steinpilz zur Seite und macht seiner volkstümlichen Bezeichnung «Café Schief» – heute noch wie ehedem – alle Ehre.

*

Der Vorrat an unveröffentlichten Photographien aus der Zeit vor 1880 ist mit dieser Bilderreihe nahezu erschöpft, sofern sich nicht neue Quellen eröffnen. Vielleicht bewahrt der eine oder andere der Leser unter den Schätzen seiner Vergangenheit noch derartige Bilder auf. In diesem Fall wären wir ihm sehr dankbar, wenn er sie uns zur Verfügung stellen würde. Die Bilder reproduzieren heißt ja soviel als sie überhaupt der Nachwelt erhalten, da das einzelne Original in privaten Händen mit einiger Wahrscheinlichkeit über kurz oder lang verloren geht. Unsere schöne Stadt aber verdient es, daß wir auch ihrer jüngern Geschichte aufmerksame Pflege angedeihen lassen.

*

Die Veröffentlichung des dritten Bilderbogens wurde ermöglicht durch finanzielle Beiträge der Volkshochschule und der Museumskommission. Herr Stadtschreiber A. Süss stand uns hier als Nothelfer bei. Herr F. X. Münzel (5/6/7), Hugo Doppler, Buchhandlung (2/3/4), Karl Brunner, Wettingerstraße (8) und das städtische Museum (1) stellten die Bilder zur Verfügung, während Herr Malermeister Meier mancherlei Wissenswertes aus seinen Erinnerungen beisteuerte.

Die Firma Conzett & Huber besorgte wiederum mit größter Sorgfalt die Reproduktion der Vorlagen im Tiefdruck.

Allen sei der herzlichste Dank ausgesprochen.